

Tess
Gerritsen

**TRÜGERISCHE
RUHE**

**IN DER
SCHWEBE**



Weltbild

Tess Gerritsen

Trügerische Ruhe
In der Schwebel

Die Autorin

Tess Gerritsen war erfolgreiche Ärztin, bevor sie mit ihrem Debüt »Kalte Herzen« großes Aufsehen erregte. Mit »Die Chirurgin«, in dem Detective Jane Rizzoli erstmals ermittelt, gelang ihr dann der internationale Durchbruch als Spannungsautorin. Seither hat sie weitere fulminante Medizinthriller geschrieben, die allesamt zu Bestsellern wurden. Tess Gerritsen lebt mit ihrer Familie in Maine.

Tess Gerritsen

Trügerische Ruhe

In der Schweben

2 Thriller in einem Band

Aus dem Amerikanischen von
Andreas Jäger

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe von *Trägerische Ruhe* erschien 1998
unter dem Titel *Bloodstream* bei Pocket Books, New York.

Die amerikanische Originalausgabe von *In der Schwebel* erschien 1999
unter dem Titel *Gravity* bei Pocket Books, New York.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Trägerische Ruhe

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Tess Gerritsen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by

Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Andreas Jäger

In der Schwebel

Copyright der Originalausgabe © 1999 by Tess Gerritsen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by

Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Andreas Jäger

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com

(© Nixx Photography; © Guenter Albers; © zizar)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-577-2

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Tess Gerritsen

Trügerische Ruhe

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Andreas Jäger

Weltbild

Für Tim und Elyse

Prolog

Tranquility, Maine, 1946

Wenn sie leise genug wäre, mucksmäuschenstill, dann würde er sie nicht finden. Er glaubte vielleicht, alle ihre Verstecke zu kennen, aber er hatte nie ihre geheime Nische entdeckt, diese kleine Ausbuchtung in der Kellerwand, die von den Regalen mit den Einmachgläsern ihrer Mutter verdeckt wurde. Als kleines Kind hatte sie mit Leichtigkeit in diesen Hohlraum hineinschlüpfen können, und jedes Mal, wenn sie Verstecken spielten, hatte sie in ihrer Höhle gekauert und sich ins Fäustchen gelacht, während er auf der Suche nach ihr frustriert von Zimmer zu Zimmer gestapft war. Manchmal hatte das Spiel so lange gedauert, dass sie eingeschlafen und erst Stunden später vom Klang der Stimme ihrer Mutter, die besorgt ihren Namen rief, geweckt worden war.

Und jetzt war sie wieder hier, in ihrem Kellerversteck, aber sie war kein Kind mehr. Sie war vierzehn und konnte sich nur noch mit Mühe in die Nische hineinzwängen. Und das hier war kein fröhliches Versteckspiel.

Sie konnte ihn oben hören, wie er auf der Suche nach ihr durch das Haus streifte. Er polterte von Zimmer zu Zimmer, fluchte und warf krachend Möbel um.

Bitte, bitte, bitte. Hilft uns denn niemand? Bitte macht, dass er verschwindet.

Sie hörte, wie er ihren Namen brüllte: »IRIS!« Seine knarrenden Schritte erreichten die Küche, näherten sich der Kellertür. Ihre Hände ballten sich krampfhaft zu Fäusten und ihr Herz trommelte wild.

Ich bin nicht hier. Ich bin weit weg, ich fliehe, fliege hoch in den Nachthimmel hinauf –

Die Kellertür wurde urplötzlich aufgestoßen und krachte gegen die Wand. Goldenes Licht strömte von oben herab und hüllte ihn ein, als er in der offenen Tür am oberen Ende der Treppe stand.

Er streckte die Hand aus und zog an der Lichtschnur; die nackte Glühbirne ging an und tauchte die tiefe Höhle des Kellers in ein schwaches Licht. Geduckt stand Iris hinter den Gläsern mit eingelegten Tomaten und Gurken und hörte, wie er die steile Treppe herunterkam; jedes Knarren brachte ihn näher zu ihr. Sie drückte sich tiefer in die Höhlung und schmiegte ihren Körper an die bröckelnde Wand aus Steinen und Mörtel. Sie schloss die Augen, bildete sich ein, unsichtbar zu sein. Über dem Hämmern ihres eigenen Herzschlags hörte sie, wie er am Fuß der Treppe anlangte.

Sieh mich nicht. Sieh mich nicht.

Die Schritte gingen geradewegs an den Regalen mit den Einmachgläsern vorbei und auf das hintere Ende des Kellers zu. Sie hörte, wie er eine Kiste umstieß. Leere Gläser zersprangen auf dem Steinboden. Jetzt machte er wieder kehrt und sie konnte seinen keuchenden Atem hören, unterbrochen von grunzenden Tierlauten. Ihr eigener Atem war flach und schnell und ihre Fäuste waren so fest geballt, dass sie glaubte, ihre Knochen würden zerspringen. Die Schritte kamen auf die Regale zu und blieben stehen.

Sie riss die Augen auf und sah durch einen Spalt zwischen zwei Gläsern, dass er genau vor ihr stand. Sie war in die Hocke geglitten, sodass ihre Augen auf gleicher Höhe mit seinem Gürtel waren. Er zog ein Glas aus dem Regal und schmetterte es zu Boden. Der stechende Essigeruch von Eingelegtem stieg vom Steinboden empor. Er griff nach einem weiteren Glas, doch dann stellte er es plötzlich zurück, als sei ihm ein besserer Gedanke gekommen. Er wandte sich ab und ging die Kellertreppe hoch. Im Hinausgehen zog er kurz an der Lichtschnur.

Sie war erneut von Dunkelheit umgeben.

Sie merkte auf einmal, dass sie geweint hatte. Ihr Gesicht war nass, Schweiß gemischt mit Tränen, aber sie wagte es nicht, auch nur ein Wimmern von sich zu geben.

Oben bewegten sich die knarrenden Schritte zur Vorderseite des Hauses; dann war es still.

War er gegangen? War er endlich weg?

Sie verharrte reglos, wagte nicht, sich zu bewegen. Die Minuten vergingen. Sie zählte sie langsam im Kopf. Zehn. Zwanzig. Ihre Muskeln verkrampften sich; es tat so weh, dass sie sich auf die Lippe beißen musste, um nicht zu schreien.

Eine Stunde.

Zwei Stunden.

Immer noch kein Laut von oben.

Ganz langsam kam sie aus ihrem Versteck hervor. Sie stand im Dunkeln und wartete, bis das Blut in ihren Adern wieder zu fließen begann und sie ihre Beine wieder spüren konnte. Sie lauschte und lauschte, die ganze Zeit.

Sie hörte nichts.

Der Keller war fensterlos und sie wusste nicht, ob es draußen noch dunkel war. Sie schritt über die Glasscherben am Boden und ging zur Treppe hinüber. Sie stieg Stufe für Stufe nach oben; nach jedem Schritt hielt sie inne, um wieder zu horchen. Als sie schließlich oben war, waren ihre Handflächen so nassgeschwitzt, dass sie sie an ihrer Bluse abwischen musste, bevor sie die Kellertür öffnen konnte.

In der Küche brannte Licht und alles wirkte verblüffend normal. Sie hätte fast glauben können, das Grauen der letzten Nacht sei nur ein Albtraum gewesen. Eine Uhr an der Wand tickte laut. Es war fünf Uhr morgens und draußen war es noch dunkel.

Sie ging auf Zehenspitzen zur Küchentür und spähte in den Flur. Ein flüchtiger Blick auf die zersplitterten Möbel und die Blutspritzer an der Tapete sagte ihr, dass sie nicht geträumt hatte. Ihre Handflächen waren wieder schweißnass.

Der Flur war verlassen und die Haustür stand offen.

Sie musste raus aus dem Haus. Zu den Nachbarn laufen, zur Polizei.

Sie begann den Flur entlangzugehen. Jeder Schritt brachte sie der Flucht näher. Der Schrecken hatte ihre fünf Sinne so geschärft, dass

sie jeden Holzsplitter auf dem geblühten Teppich, jedes Ticken der Uhr hinter sich wahrnahm. Sie hatte die Haustür fast erreicht.

Dann war sie am Treppengeißel vorbei und blickte auf die Treppe, wo ihre Mutter kopfüber hingefallen war. Sie konnte den Blick nicht von der Leiche wenden. Von ihrem langen Haar, das über die Stufen herabfloss wie schwarzes Wasser.

Übelkeit stieg in ihrer Kehle auf; sie riss sich los und stürzte zur Haustür.

Da stand er. In der Hand hielt er eine Axt.

Mit einem Schluchzen drehte sie sich abrupt herum und rannte die Treppe hoch, wobei sie fast auf dem Blut ihrer Mutter ausgerutscht wäre. Sie hörte, wie er hinter ihr polternd die Stufen erklimmte. Sie war immer schneller gewesen als er und in ihrer Panik flog sie die Treppe hoch wie eine aufgeschreckte Katze.

Im oberen Flur erblickte sie für einen Moment die Leiche ihres Vaters; sie ragte zur Hälfte aus der Türöffnung zum Schlafzimmer hervor. Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, das grauenhafte Geschehen auf sich wirken zu lassen; schon eilte sie die nächste Treppe hoch und erreichte das Turmzimmer.

Sie schlug die Tür zu und legte gerade noch rechtzeitig den Riegel vor.

Er brüllte wütend auf und begann an die verschlossene Tür zu hämmern.

Sie lief zum Fenster und riss es hastig auf. Als sie tief unten den Boden erblickte, war ihr klar, dass sie einen Sturz nicht überleben würde. Aber es gab keinen anderen Ausweg aus dem Zimmer.

Sie riss an einem Vorhang, zog ihn von der Schiene. *Ein Seil. Ich muss ein Seil machen.* Sie band ein Ende an ein Heizungsrohr, zog einen weiteren Vorhang herunter und verknotete die beiden Stoffbahnen.

Ein lautes Krachen, und ein Holzsplitter flog auf sie zu. Sie warf einen Blick über die Schulter und sah zu ihrem Entsetzen die Spitze der Axtklinge durch die Tür ragen – sah, wie die Axt herausgezogen wurde, bereit zum nächsten Schlag.

Er brach die Tür auf!

Sie riss einen dritten Vorhang herunter und knotete ihn mit zitternden Händen an die beiden anderen.

Die Axt sauste erneut nieder. Das Türblatt spaltete sich noch tiefer und wieder sausten Splitter durch die Luft.

Sie riss den vierten Vorhang herunter, doch während sie noch verzweifelt den letzten Knoten knüpfte, wusste sie schon, dass das Seil nicht lang genug war. Sie wusste, es war zu spät.

Sie wirbelte herum und sah gerade noch, wie die Axt die Tür durchbrach.

Die Gegenwart

1

»Irgendwer wird sich da draußen noch verletzen«, sagte Dr. Claire Elliot, während sie aus ihrem Küchenfenster blickte. Der Morgennebel lag dicht wie Rauch über dem See und die Bäume vor ihrem Fenster waren bald deutlich, bald nur unscharf zu erkennen. Wieder krachte ein Gewehrschuss, diesmal aus größerer Nähe. Seit dem ersten Tageslicht hatte sie das Gewehrfeuer gehört und sie würde es wahrscheinlich den ganzen Tag bis zur Dämmerung hören, denn es war der erste November – der Beginn der Jagdsaison. Irgendwo in diesen Wäldern stapfte ein Mann mit einem Gewehr halb blind durch den Schnee, während schemenhafte Trugbilder von weißschwänzigen Hirschen um ihn herumtanzten.

»Ich finde, du solltest nicht draußen auf den Bus warten«, sagte Claire. »Ich fahre dich zur Schule.«

Noah, der vornübergebeugt am Frühstückstisch saß, sagte nichts. Er nahm noch einen Löffel voll Cheerios und verschlang sie schlürpfend. Vierzehn Jahre alt, und immer noch aß ihr Sohn wie ein Zweijähriger; verkleckerte die Milch über den ganzen Tisch und übersäte den Boden mit Toastkrümeln. Er aß, ohne sie anzusehen, als ob er der Medusa ins Auge schauen würde, wenn er ihren Blick erwiderte. Und was würde es für einen Unterschied machen, wenn er mich ansähe, dachte sie mit bitterer Ironie. Mein lieber Sohn ist ja schon zu Stein geworden.

Sie sagte erneut: »Ich fahre dich zur Schule, Noah.«

»Ist schon gut. Ich nehme den Bus.« Er stand auf und schnappte sich seinen Rucksack und sein Skateboard.

»Diese Jäger da draußen können unmöglich sehen, auf was sie schießen. Zieh wenigstens die orangene Mütze an. Damit sie dich nicht für einen Hirsch halten.«

»Aber die sieht so bescheuert aus!«

»Du kannst sie ja im Bus abnehmen. Aber zieh sie jetzt an.« Sie nahm die gestrickte Mütze von der Garderobe und hielt sie ihm hin.

Er sah zuerst die Mütze an, dann schließlich auch sie. Er war in nur einem Jahr etliche Zentimeter in die Höhe geschossen und sie waren nun gleich groß; ihre Blicke trafen sich direkt, keine Seite hatte einen Vorteil. Sie fragte sich, ob sich Noah ihrer neuen physischen Gleichberechtigung so deutlich bewusst war wie sie selbst. Früher hatte sie ihn im Arm halten können und ein Kind hatte die Umarmung erwidert. Jetzt war das Kind verschwunden; seine Zartheit in neue, muskulöse Formen gegossen; sein Gesicht verschmälert zu ungewohnter Scharfkantigkeit.

»Bitte«, sagte sie, während sie ihm die Mütze immer noch hinhielt.

Schließlich stülpte er sich die Kopfbedeckung mit einem Stöhnen über seine dunklen Haare. Sie musste ein Lächeln unterdrücken – er sah wirklich bescheuert aus.

Er war schon auf dem Weg zur Haustür, als sie ihm zurief: »Abschiedskuss?«

Mit dem Ausdruck der Verzweiflung wandte er sich noch einmal um und gab ihr einen äußerst flüchtigen Kuss auf die Wange; dann war er auch schon draußen.

Keine Umarmungen mehr, dachte sie betrübt, als sie am Fenster stand und ihn beobachtete, wie er in Richtung Straße trottete. Nur noch Gebrummel und Achselzucken und betretenes Schweigen.

Unter dem Ahorn am Ende der Zufahrt blieb er stehen, zog die Mütze ab und stand mit den Händen in den Hosentaschen da, die Schultern gegen die Kälte hochgezogen. Keine Jacke, nur ein dünnes graues Sweatshirt als Schutz gegen eine Morgentemperatur von drei Grad. Es war cool zu frieren. Sie musste dem Drang widerstehen, nach draußen zu laufen und ihn in einen Mantel zu packen.

Claire wartete, bis der Schulbus kam. Sie sah zu, wie er einstieg, ohne sich noch einmal umzudrehen, sah seine Silhouette, als er den Mittelgang entlangging und sich auf einen der freien Plätze setzte, neben ein Mädchen. *Wer ist dieses Mädchen?*, fragte sie sich. Ich kenne nicht einmal mehr die Namen der Freunde meines Sohnes.

Ich bin zu einem kleinen Winkel seines Universums zusammengeschrumpft. Sie wusste, dass all dies ein notwendiger Prozess war – das Sichzurückziehen, der Kampf des Kindes um seine Unabhängigkeit –, aber sie war nicht darauf vorbereitet. Die Verwandlung hatte sich so plötzlich vollzogen, als ob ein lieber kleiner Junge eines Tages das Haus verlassen hätte und statt seiner ein Fremder zurückgekommen wäre. *Du bist alles, was mir von Peter geblieben ist. Ich bin nicht bereit, auch noch dich zu verlieren.*

Der Bus rumpelte davon.

Claire ging in die Küche zurück und setzte sich hin, um ihren lauwarmen Kaffee zu trinken. Das Haus wirkte leer und still: immer noch ein Trauerhaus. Sie seufzte und breitete die wöchentliche *Tranquility Gazette* vor sich aus. GESUNDES ROTWILDRUDEL VERSPRICHT REICHLICHE ERNTE, verkündete die Titelseite. Die Jagd war eröffnet. Dreißig Tage Zeit, um sich sein Wildbret zu sichern.

Draußen hallte wieder ein Gewehrschuss durch die Wälder.

Sie schlug die Seite mit dem Polizeiregister auf. Über die Halloween-Krawalle der letzten Nacht stand noch nichts darin, auch nicht über die sieben Teenager, die verhaftet worden waren, weil sie bei ihrem traditionellen Beutezug durch die Gemeinde zu weit gegangen waren. Doch da, versteckt zwischen den Berichten über entlaufene Hunde und gestohlenen Brennholz, war ihr Name, unter der Rubrik ÜBERTRETUNGEN: »Claire Elliot, 40; Führen eines Kraftfahrzeugs mit abgelaufener Sicherheitsplakette.« Sie hatte den Subaru immer noch nicht zur Inspektion gebracht; heute würde sie stattdessen den Transporter nehmen müssen, um eine neuerliche Erwähnung zu vermeiden. Gereizt blätterte sie um und studierte gerade die Wettervorhersage – kalt und windig, Höchstwerte knapp über null, Tiefsttemperaturen um minus fünf Grad –, als das Telefon klingelte.

Sie stand auf und nahm den Hörer ab. »Hallo?«

»Dr. Elliot? Hier spricht Rachel Sorkin, draußen an der Toddy Point Road. Ich habe hier so was wie einen Notfall. Elwyn hat sich gerade angeschossen.«

»Was?«

»Sie wissen schon, dieser Idiot Elwyn Clyde. Er hat bei der Hirschjagd mein Grundstück unbefugt betreten. Hat sie auch erlegt – eine wunderschöne Hirschkuh, mitten in meinem Vorgarten. Diese dummen Männer mit ihren dummen Gewehren.«

»Was ist mit Elwyn?«

»Ach, er ist gestolpert und hat sich in den Fuß geschossen. Geschieht ihm recht.«

»Er muss sofort ins Krankenhaus.«

»Tja, sehen Sie, das ist das Problem. Er will nicht ins Krankenhaus und er will nicht, dass ich einen Krankenwagen rufe. Er möchte, dass ich ihn und das Tier nach Hause fahre. Nun, das werde ich nicht tun. Also, was soll ich mit ihm machen?«

»Wie schlimm blutet er?«

Sie hörte Rachel rufen: »He, Elwyn? *Elwyn!* Blutest du?«

Dann war Rachel wieder in der Leitung. »Er sagt, er ist okay. Er will bloß nach Hause gefahren werden. Aber ich fahre ihn nicht und ich fahre ganz bestimmt nicht die Hirschkuh.«

Claire seufzte. »Ich denke, ich kann kommen und mir die Sache ansehen. Sie wohnen an der Toddy Point Road?«

»Etwa eine Meile hinter den Boulders. Mein Name steht auf dem Briefkasten.«

Der Nebel begann sich aufzulösen, als Claire mit ihrem Transporter in die Toddy Point Road einbog. Durch die Seidenkiefern hindurch konnte sie hier und da ein Stückchen des Locust Lake erblicken, während der Nebel wie Wasserdampf aufstieg. Schon brachen die ersten Sonnenstrahlen durch und malten goldene Tupfen auf die sich kräuselnde Wasserfläche. Auf der anderen Seite, durch die Nebelschwaden gerade noch zu erkennen, war das Nordufer des Sees mit seinen Sommerhäuschen, von denen die meisten schon für den Winter verriegelt und verrammelt waren, nachdem ihre reichen Besitzer nach Boston oder New York zurückgekehrt waren. Am Südufer, dort, wo Claire jetzt entlangfuhr, waren die bescheideneren Ferienhäuschen, einige davon kaum mehr als Zwei-Zimmer-Schuppen, versteckt zwischen den Bäumen.

Sie fuhr an den Boulders vorbei, einem granitenen Felsvorsprung, wo sich die Teenager im Sommer zum Schwimmen trafen, und sie fand den Briefkasten mit dem Namen »Sorkin«.

Ein holpriger Feldweg führte zum Haus. Es war eine merkwürdige, wunderliche Konstruktion mit planlos angebauten Zimmern und mit Ecken und Vorsprüngen an Stellen, wo man sie am wenigsten erwartet hätte. Über allem erhob sich ein verglastes Türmchen, wie die Spitze eines Kristalls, der das Dach durchbrach. Eine exzentrische Frau musste wohl ein exzentrisches Haus haben, und Rachel Sorkin war eines von Tranquilitys Originalen, eine auffallende schwarzhaarige Frau, die einmal die Woche in die Stadt rauschte, angetan mit einem roten Cape mit Kapuze. Dieses Haus sah tatsächlich so aus, als könne eine Frau mit Cape dort residieren.

Vor der Verandatreppe, direkt neben einem gepflegten Kräutergärtchen, lag die tote Hirschkuh.

Claire stieg aus ihrem Transporter aus. Sofort schossen zwei Hunde zwischen den Bäumen hervor und versperren ihr bellend und knurrend den Weg. Claire wurde klar, dass sie die Beute bewachten.

Rachel kam aus dem Haus heraus und schrie die Hunde an: »Macht, dass ihr fortkommt, ihr verdammten Viecher! Ab nach Hause mit euch!« Sie schnappte sich einen Besen von der Veranda und stürmte mit fliegenden schwarzen Haaren die Stufen herunter, den Besen wie eine Lanze im Anschlag.

Die Hunde wichen zurück.

»Ha! Feiglinge!«, sagte Rachel, während sie mit dem Besen nach ihnen stieß. Sie zogen sich in den Wald zurück.

»He, lassen Sie meine Hunde in Frieden!«, rief Elwyn Clyde, der humpelnd auf der Veranda erschienen war. Elwyn war ein Musterbeispiel einer evolutionären Sackgasse: ein fünfzigjähriger Klumpen Fleisch, in Baumwollklamotten gehüllt und zu ewigem Junggesellendasein verurteilt. »Sie tun keinem was. Sie passen bloß auf meinen Hirsch auf.«

»Elwyn, ich habe Neuigkeiten für Sie. Sie haben diese arme Kreatur auf meinem Grund und Boden getötet, also gehört sie mir.«

»Was wollen Sie denn mit 'nem Hirsch anfangen? Verdammte Vegetarierin!«

Claire unterbrach die beiden. »Was macht der Fuß, Elwyn?«

Er sah Claire an und blinzelte, als sei er überrascht, sie zu sehen.

»Bin gestolpert«, sagte er, »'ne Lappalie.«

»Eine Schussverletzung ist nie eine Lappalie. Kann ich sie mir mal ansehen?«

»Ich kann Sie nicht bezahlen ...« Er hielt inne und eine zerzauste Augenbraue hob sich, als ihm ein schlauer Gedanke kam. »Es sei denn, Sie hätten gern 'n Stück Wildbret.«

»Ich will nur sichergehen, dass Sie nicht verbluten. Wir können das Finanzielle später regeln. Kann ich Ihren Fuß sehen?«

»Wenn Sie unbedingt wollen«, murkte er und humpelte ins Haus zurück.

»Na, das wird sicher ein Genuss«, meinte Rachel.

In der Küche war es warm. Rachel warf ein Birkenscheit in den Holzofen und süßlicher Rauch quoll hervor, als sie den schmiedeeisernen Deckel wieder auflegte.

»Sehen wir uns den Fuß mal an«, sagte Claire.

Elwyn schlurfte zu einem Stuhl, wobei er blutige Streifen auf dem Fußboden hinterließ. Er hatte die Socke noch an und auf der Oberseite, nahe dem großen Zeh, war ein ausgefranstes Loch zu sehen, als ob eine Ratte die Wolle angenagt hätte. »Stört mich fast gar nich',«, sagte er. »Lohnt die ganze Aufregung nich', wenn Sie mich fragen.«

Claire kniete nieder und rollte die Socke herunter. Sie löste sich nur langsam; die Wolle klebte am Fuß – nicht durch das Blut, sondern durch Schweiß und tote Haut.

»O Gott«, sagte Rachel und hielt sich die Hand vor die Nase. »Wechseln Sie nie Ihre Socken, Elwyn?«

Die Kugel hatte das fleischige Gewebe zwischen den beiden ersten Zehen durchdrungen. Claire fand die Ausschussöffnung an der Unterseite des Fußes. Im Moment sickerte nur wenig Blut heraus.

Bemüht, die wegen des Geruchs aufsteigende Übelkeit zu unterdrücken, prüfte sie die Bewegung aller Zehen und kam zu dem Schluss, dass keine Nerven verletzt waren.

»Sie müssen ihn waschen und jeden Tag den Verband wechseln«, sagte sie. »Und Sie brauchen eine Tetanusspritze, Elwyn.«

»Oh, ich hab schon eine gekriegt.«

»Wann?«

»Letztes Jahr, vom alten Doc Pomeroy. Wie ich mich angeschossen hab'.«

»Ist das ein alljährliches Ereignis?«

»Damals hat's den anderen Fuß erwischt. War nur 'ne Lappalie.«

Dr. Pomeroy war im Januar gestorben und Claire hatte alle seine medizinischen Unterlagen übernommen, als sie vor acht Monaten die Praxis aus dem Nachlass erworben hatte. Sie konnte in Elwyns Akte nachsehen und das Datum seiner letzten Tetanusspritze feststellen.

»Ich nehme an, dass ich diesen Fuß waschen soll«, sagte Rachel.

Claire nahm eine kleine Flasche Jodlösung aus ihrer Arzttasche und reichte sie ihr. »Tun Sie das in einen Eimer mit warmem Wasser. Lassen Sie den Fuß eine Weile darin einweichen.«

»Ach, das kann ich schon selbst machen«, sagte Elwyn und stand auf.

»Dann können wir auch gleich amputieren!«, erwiderte Claire gereizt. »Setzen Sie sich, Elwyn!«

»Du liebe Güte«, meinte Elwyn und setzte sich.

Claire legte ein paar Packungen Verbände und Mull auf den Tisch. »Elwyn, Sie kommen nächste Woche in meine Praxis, damit ich nach der Wunde sehen kann.«

»Aber ich hab' zu viel zu tun –«

»Wenn Sie nicht kommen, werde ich Sie wie einen Hund jagen müssen.«

Er blinzelte sie überrascht an. »Ja, Ma'am«, sagte er brav.

Claire unterdrückte ein Lächeln, als sie ihre Arzttasche nahm und aus dem Haus ging.

Die beiden Hunde waren wieder im Hof, sie kämpften gerade um einen schmutzigen Knochen. Als Claire die Stufen hinunterging, wirbelten sie beide herum und starrten sie an.

Der schwarze Hund trottete auf sie zu und knurrte.

»Pfui«, rief Claire, aber der Hund machte keine Anstalten, zurückzuweichen. Er kam noch ein wenig näher und bleckte die Zähne. Der braune Hund erkannte seine Chance, schnappte sich den Knochen und schickte sich an, mit seiner Beute davonzuziehen. Er kam bis zur Mitte des Hofes, als der schwarze Hund plötzlich den Diebstahl bemerkte und sich wie ein geölter Blitz wieder in den Kampf stürzte. Jaulend und knurrend tobten die Tiere im Hof herum, ein einziges schwarzbraunes Knäuel. Der Knochen lag vergessen neben Claires Transporter.

Sie öffnete die Tür und war gerade dabei, sich hinter das Steuer zu setzen, als ihr Gehirn das Bild registrierte. Sie sah nach unten und betrachtete den Knochen.

Er war knapp dreißig Zentimeter lang und mit rostbraunen Schmutzflecken bedeckt. Ein Ende war abgebrochen, eine gezackte Bruchstelle war zurückgeblieben. Das andere Ende war unversehrt und die typischen Kennzeichen waren deutlich zu erkennen.

Es war ein Oberschenkelknochen. Und er stammte von einem Menschen.

Zehn Meilen außerhalb der Stadt holte Lincoln Kelly, Polizeichef von Tranquility, seine Frau endlich ein.

Sie fuhr etwa achtzig Stundenkilometer mit einem gestohlenen Chevy. Sie machte Schlenker nach links und rechts und das lose Auspuffrohr schlug jedes Mal Funken auf dem Asphalt, wenn die Straße abfiel.

»Mein lieber Mann«, sagte Floyd Spear, der neben Lincoln im Streifenwagen saß. »Doreen hat heute aber kräftig getankt.«

»Ich war den ganzen Morgen unterwegs«, sagte Lincoln. »Hatte keine Gelegenheit, nach ihr zu sehen.« Er schaltete die Sirene ein, in der Hoffnung, dass Doreen abbremsen würde. Sie gab Gas.

»Und was nun?«, fragte Floyd. »Soll ich Verstärkung rufen?«

Mit »Verstärkung« war Hank Dorr gemeint, der einzige andere Polizist, der an diesem Morgen noch Streifendienst hatte.

»Nein«, erwiderte Lincoln. »Wir wollen sehen, ob wir sie überreden können, rechts ranzufahren.«

»Bei hundert Sachen?«

»Häng dich an die Strippe.«

Floyd griff nach dem Mikrofon und seine Stimme dröhnte über den Lautsprecher: »He, Doreen, halt an! Sei so gut, Schätzchen, du wirst sonst noch jemandem wehtun!«

Der Chevy fuhr weiter Schlangenlinien.

»Wir könnten warten, bis ihr das Benzin ausgeht«, schlug Floyd vor.

»Red weiter auf sie ein.«

Floyd versuchte es wieder über das Mikrofon. »Doreen, Lincoln ist hier! Sei so gut und halt an, Schätzchen! Er möchte sich entschuldigen.«

»Ich möchte *was?*«

»Halt an, Doreen, dann wird er's dir selbst sagen.«

»Wovon redest du, verdammt?«, rief Lincoln.

»Frauen erwarten immer, dass der Mann sich entschuldigt.«

»Aber ich hab doch nichts getan!«

Vor ihnen leuchteten plötzlich die Bremslichter des Chevy auf.

»Was hab ich gesagt?«, meinte Floyd, als der Chevy langsam am Straßenrand zum Stehen kam.

Lincoln parkte den Streifenwagen dahinter und stieg aus.

Doreen saß über das Lenkrad gebeugt; ihr rotes Haar war wild zerzaust und ihre Hände zitterten. Lincoln öffnete die Tür, griff nach dem Zündschlüssel und steckte ihn ein. »Doreen«, sagte er müde, »du musst mit uns auf die Wache kommen.«

»Wann kommst du nach Hause, Lincoln?«, fragte sie.

»Darüber können wir später reden. Komm jetzt mit zum Streifenwagen, Liebling.«

Er griff nach ihrem Ellbogen, aber sie schüttelte ihn ab und versetzte ihm obendrein noch einen Schlag auf die Hand.

»Ich will bloß wissen, wann du nach Hause kommst«, sagte sie.

»Wir haben wieder und wieder darüber gesprochen.«

»Du bist immer noch mit mir verheiratet. Du bist immer noch mein Mann.«

»Und es hat einfach keinen Sinn mehr, darüber zu reden.« Wieder griff er nach ihrem Ellbogen. Er hatte sie schon aus dem Chevy gezogen, als sie sich plötzlich losriss, ausholte und ihm einen Kinnhaken verpasste. Er taumelte ein paar Schritte rückwärts. Sein Kopf dröhnte.

»He!«, rief Floyd und packte Doreen an den Armen. »Jetzt ist aber Schluss, verstanden?«

»Lass mich los!«, kreischte Doreen. Sie befreite sich aus Floyds Umklammerung und holte zu einem zweiten Schlag nach ihrem Mann aus.

Diesmal duckte Lincoln sich, was seine Frau nur noch rasender machte. Sie landete einen weiteren Treffer, bevor es Lincoln und Floyd gelang, ihre Arme festzuhalten.

»Ich tue das sehr ungern«, sagte Lincoln. »Aber du bist heute einfach zu unvernünftig.« Er legte ihr die Handschellen an. Sie spuckte ihn an. Er wischte sich mit dem Ärmel das Gesicht ab und führte sie dann ruhig zum Streifenwagen, wo er sie auf dem Rücksitz platzierte.

»O, Mann«, sagte Floyd. »Dir ist ja klar, dass wir ihr ein Protokoll verpassen müssen.«

»Ich weiß.« Lincoln seufzte und setzte sich hinter das Steuer.

»Du kannst dich nicht von mir scheiden lassen, Lincoln Kelly!«, rief Doreen. »Du hast versprochen, mich zu lieben und zu ehren!«

»Ich wusste ja auch nichts von der Trinkerei«, erwiderte Lincoln, während er den Wagen wendete.

Sie fuhren in gemächlichem Tempo in die Stadt zurück, während Doreen die ganze Zeit wie ein Rohrspatz schimpfte. Das Trinken brachte sie dazu; es schien, als ob der Alkohol bei ihr alle bösen Geister aus der Flasche befreite.

Vor zwei Jahren war Lincoln aus ihrem gemeinsamen Haus ausgezogen. Er sagte sich, dass er alles für diese Ehe getan hatte; zehn Jahre seines Lebens hatte er dafür gegeben. Er war keiner, der so

leicht aufgab, aber schließlich hatte die Verzweiflung die Oberhand gewonnen – die Verzweiflung und das Gefühl, dass das Leben an ihm, dem Fünfundvierzigjährigen, freud- und fruchtlos vorüberauschte. Er wollte Doreen mit Anstand begegnen und er wünschte sich etwas von der alten Zuneigung zurück, die er in den ersten Jahren ihrer Ehe für sie empfunden hatte, als sie noch charmant und nüchtern gewesen war und nicht die wutschnaubende Alkoholikerin, die er jetzt vor sich hatte. Manchmal forschte er in seinem Herzen nach irgendwelchen Spuren der Liebe, die dort noch verborgen sein mochten, nach irgendeinem kleinen Funken in der Asche, doch da war nichts mehr. Die Asche war kalt. Und er war müde.

Er hatte versucht, zu ihr zu stehen, aber Doreen war sich einfach selbst im Weg. Alle paar Monate, wenn der Zorn in ihr wieder einmal überkochte, verbrachte sie den ganzen Tag mit Trinken. Dann »borgte« sie sich von irgendwem ein Auto und veranstaltete eines ihrer berüchtigten Hochgeschwindigkeitsrennen. Die Leute in der Stadt blieben schon vorsichtshalber den Straßen fern, wenn Doreen Kelly sich hinters Steuer setzte.

Als sie wieder auf der Wache waren, überließ Lincoln es Floyd, das Protokoll zu schreiben und Doreen einzusperrern. Durch die zwei verschlossenen Türen, die zur Zelle führten, konnte er hören, wie sie nach einem Anwalt schrie. Er sollte ihr wohl einen besorgen, dachte er, obwohl sich sicherlich niemand in Tranquility ihrer annehmen wollte. Selbst in Bangor unten im Süden hatte sie schon allen Kredit verspielt. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und begann, seinen Visitenkarten-Computer nach einem Anwalt zu durchforsten. Einen, den er schon eine Weile nicht mehr angerufen hatte. Einen, dem es nichts ausmachte, von einem Klienten mit Flüchen bombardiert zu werden.

Es war alles zu viel und zu früh am Morgen. Er schob den Computer von sich und fuhr mit der Hand durch sein Haar. Im Hinterzimmer schrie Doreen immer noch. All das würde in dieser vorwitzigen *Gazette* zu lesen sein und dann würden es die Zeitungen in Bangor und Portland aufgreifen, weil der ganze verdammte

Staat Maine es so komisch und so ausgesprochen kurios fand. *Polizeichef von Tranquility verhaftet eigene Frau – nicht zum ersten Mal.*

Er griff nach dem Telefon und wählte gerade die Nummer von Tom Wiley, Rechtsanwalt, als es an seiner Tür klopfte. Er blickte auf und legte den Hörer nieder, als er Claire Elliot hereinkommen sah.

»Hallo, Claire«, sagte er. »Haben Sie inzwischen Ihre Sicherheitsplakette?«

»Ich arbeite noch dran. Aber ich bin nicht wegen meines Wagens hier. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Sie legte einen schmutzigen Knochen auf seinen Schreibtisch.

»Was ist das?«

»Es ist ein Femur, Lincoln.«

»Was?«

»Ein Oberschenkelknochen. Und zwar ein menschlicher, wie ich glaube.«

Er starrte den dreckverkrusteten Knochen an. Ein Ende war abgebrochen und der Schaft wies Spuren von Tierzähnen auf. »Wo haben Sie den gefunden?«

»Draußen bei Rachel Sorkin.«

»Und wie ist Rachel da drangekommen?«

»Elwyn Clydes Hunde haben ihn in ihren Vorgarten geschleppt. Sie weiß nicht, wo sie ihn herhaben. Ich war heute Morgen dort, nachdem Elwyn sich in den Fuß geschossen hatte.«

»Schon wieder?« Er verdrehte die Augen und beide lachten. Wenn es in jedem Dorf einen Dorftrottel gab, dann war Elwyn der von Tranquility.

»Es geht ihm schon wieder besser«, sagte sie. »Aber ich nehme an, dass eine Schussverletzung gemeldet werden sollte.«

»Betrachten Sie es als erledigt. Ich habe schon eine ganze Akte über Elwyn und seine Schussverletzungen.« Er wies auf einen Stuhl. »Jetzt erzählen Sie mir von diesem Knochen. Sind Sie sicher, dass er von einem Menschen stammt?«

Sie setzte sich. Obwohl sie einander direkt in die Augen sahen, spürte er eine fast physische Barriere der Zurückhaltung zwischen

ihnen. Er hatte sie schon bei ihrer ersten Begegnung wahrgenommen, als Claire, kurz nachdem sie in die Stadt gekommen war, in Tranquilitys aus drei Zellen bestehendem Gefängnis einen Insassen mit Magenschmerzen behandelt hatte. Lincoln hatte sich von Anfang an für sie interessiert. Wo war ihr Mann? Warum zog sie ihren Sohn alleine groß? Aber ihm war nicht wohl gewesen bei dem Gedanken, ihr persönliche Fragen zu stellen, und ihr Verhalten ließ eine solche Einmischung auch nicht eben geraten erscheinen. Freundlich, aber ausgesprochen in sich zurückgezogen, war sie offenbar nicht gewillt, irgendjemanden an sich heranzulassen, was wirklich schade war. Sie war eine attraktive Frau, nicht groß, aber von kräftiger Statur, mit leuchtenden dunklen Augen und fülligen braunen Locken, in denen sich bereits die ersten silbernen Strähnen zeigten.

Sie beugte sich vor und stützte die Hände auf seinen Schreibtisch. »Ich bin keine Expertin oder so was«, sagte sie, »aber ich wüsste kein Tier, von dem dieser Knochen stammen könnte. Nach der Größe zu urteilen, würde ich auf ein Kind tippen.«

»Haben Sie dort noch andere Knochen gesehen?«

»Rachel und ich haben den Garten abgesucht, aber wir haben keine gefunden. Die Hunde könnten diesen hier irgendwo im Wald aufgestöbert haben. Sie werden die ganze Gegend durchsuchen müssen.«

»Könnte von einem alten Indianerfriedhof stammen.«

»Möglich. Aber muss er nicht trotzdem zur Gerichtsmedizin?«

Sie drehte sich plötzlich um und legte den Kopf schief. »Was ist das für ein Tumult?«

Lincoln errötete. Doreen schrie wieder in ihrer Zelle herum und stieß einen neuen Strom von Beleidigungen aus. »Zur Hölle mit dir, Lincoln! Du Idiot! Du Lügner! Zum Teufel mit dir!«

»Klingt, als ob irgendjemand Sie nicht besonders mag«, meinte Claire.

Er seufzte und presste die Hand an die Stirn.

»Meine Frau.«

Claire's Blick drückte Mitgefühl aus. Offensichtlich wusste sie über seine Probleme Bescheid. Jeder in der Stadt wusste Bescheid.

»Es tut mir leid«, sagte sie.

»He, du Versager!«, schrie Doreen. »Du hast kein Recht, mich so zu behandeln!«

Lincoln gab sich die größte Mühe, seine Aufmerksamkeit wieder dem Oberschenkelknochen zuzuwenden.

»Wie alt war das Opfer Ihrer Ansicht nach?«

Sie nahm den Knochen und drehte ihn hin und her. Für einen Augenblick hielt sie ihn mit stiller Ehrfurcht; es war ihr vollkommen bewusst, dass dieses abgebrochene Stück Knochen einst zu einem lachenden, heruntollenden Kind gehört hatte.

»Jung«, murmelte sie. »Ich würde sagen, unter zehn Jahren.« Sie legte ihn wieder auf den Schreibtisch und stand schweigend und mit gesenktem Blick da.

»Bei uns sind in letzter Zeit keine Kinder als vermisst gemeldet worden«, sagte er. »Diese Gegend ist seit Jahrhunderten bewohnt und es tauchen immer wieder mal alte Knochen auf. Vor hundert Jahren war es gar nicht so ungewöhnlich, jung zu sterben.«

Sie runzelte die Stirn. »Ich glaube nicht, dass dieses Kind eines natürlichen Todes gestorben ist«, sagte sie leise.

»Wie kommen Sie darauf?«

Sie beugte sich vor, um seine Schreibtischlampe anzuknipsen, und hielt den Knochen nahe ans Licht. »Hier«, sagte sie. »Es ist alles so verkrustet, dass Sie es durch den Schmutz kaum sehen können.«

Er zog seine Brille aus der Tasche – noch etwas, das ihn daran erinnerte, wie die Jahre vergingen, wie seine Jugend ihm entglitt. Er beugte sich ebenfalls vor und versuchte zu erkennen, worauf sie zeigte. Erst als sie mit dem Fingernagel einen Klumpen Dreck weggekratzt hatte, sah er den keilförmigen Einschnitt.

Es war die Spur eines Beils.

Als Warren Emerson endlich wieder zu Bewusstsein kam, stellte er fest, dass er neben dem Holzstoß lag und dass ihm die Sonne in die Augen schien. Das Letzte, woran er sich erinnerte, waren Schatten, silbriger Reif auf dem Gras und vom Frost herausgetriebene Erdaufwerfungen. Er hatte Brennholz gehackt; er hatte die Axt geschwungen und sich an dem Klang der hallenden Schläge in der frischen Morgenluft erfreut. Die Sonne war noch nicht über den Wipfel der Kiefer vor seinem Haus gestiegen.

Jetzt stand sie hoch über dem Baum, was bedeutete, dass er eine ganze Weile hier gelegen hatte; vielleicht eine Stunde, nach dem Stand der Sonne zu urteilen.

Warren setzte sich langsam auf; sein Kopf schmerzte, wie er es hinterher immer tat. Sein Gesicht und seine Hände waren taub vor Kälte, beide Handschuhe hatte er verloren. Er sah die Axt neben sich liegen, die Klinge steckte tief in einem Ahornklotz. Ein Tagewerk an Brennholz, alles schon gespalten, lag um ihn verstreut. Es dauerte quälend lange, bis er diese Eindrücke registriert und die Bedeutung jedes einzelnen bedacht hatte. Seine Gedanken formten sich nur mit großer Mühe, als seien sie von weit her angeschleppt worden und in einem Zustand der Auflösung und Unordnung bei ihm angekommen. Er hatte Geduld mit sich, irgendwann würde alles einen Sinn ergeben.

Er war bald nach Sonnenaufgang hinausgegangen, um sein Holz für den Tag zu hacken. Jetzt lag das Resultat seiner Arbeit um ihn herum. Er war fast mit dem Morgenpensum fertig gewesen, hatte eben die Axt in den letzten Holzklotz getrieben, als die Dunkelheit ihn überkam. Er war auf den Holzstoß gefallen; das erklärte wohl, weshalb einige der Stücke heruntergerutscht waren. Seine Unterhosen waren klatschnass; er musste sich in die Hose gemacht haben, wie so häufig während eines Anfalls. Er sah an sich hinab und sah, dass seine Jeans mit Urin durchtränkt waren.

An seinem Hemd war Blut.

Er stand schwankend auf und ging langsam zu dem alten Farmhaus zurück.

Die Luft in der Küche war heiß und stickig von dem Holzofen, sie machte ihn schwindlig, und als er das Bad erreichte, waren die Ränder seines Gesichtsfeldes schon getrübt. Er setzte sich auf den abgewetzten Toilettendeckel, nahm den Kopf in beide Hände und wartete darauf, dass die Wolken in seinem Hirn sich verzogen. Die Katze kam herein, rieb sich an seiner Wade und buhlte miauend um seine Aufmerksamkeit. Er streckte die Hand nach ihr aus und ihr weiches Fell spendete ihm Trost. Sein Gesicht war nicht mehr taub vor Kälte und nun spürte er bewusst den Schmerz, der beharrlich in seinen Schläfen hämmerte. Auf das Waschbecken gestützt, richtete er sich auf und sah in den Spiegel. Dicht über seinem linken Ohr war das graue Haar steif und blutverklebt. Ein Blutfleck war auf seiner Wange eingetrocknet. Er wirkte wie eine Kriegsbemalung. Er starrte sein Spiegelbild an, ein Gesicht, das tiefe Spuren von sechsundsechzig harten Wintern und ehrlicher Arbeit und Einsamkeit trug. Seine einzige Gefährtin war die Katze, die jetzt zu seinen Füßen miaute – nicht aus Zuneigung, sondern vor Hunger. Er liebte die Katze und irgendwann einmal würde er ihr Hinscheiden betrauern, mit Tränen und einem feierlichen Begräbnis und Nächten voller Sehnsucht nach dem Klang ihres Schnurrens; doch er machte sich keineswegs vor, dass sie ihn liebte.

Er zog seine Kleider aus, das zerschlissene und blutige Hemd, die uringetränkte Jeanshose. Er zog sich mit der gleichen Sorgfalt aus, mit der er an jede Aufgabe in seinem Leben heranging; die Kleider legte er in einem ordentlichen Stapel auf den Toilettendeckel. Er drehte die Dusche auf und stellte sich darunter, ohne zu warten, bis das Wasser warm war; es war nur eine momentane Unannehmlichkeit, kaum ein Zittern wert im Vergleich mit seinem ganzen kalten und trostlosen Leben. Er wusch sich das Blut aus den Haaren; die Seife brannte in der Schürfwunde. Er musste sich die Kopfhaut aufgerissen haben, als er auf den Holzstoß gefallen war. Sie würde heilen, so wie all seine an-

deren Verletzungen verheilt waren. Warren Emerson war ein lebendes Zeugnis für die Widerstandsfähigkeit von vernarbtem Fleisch.

Die Katze fing wieder an zu miauen, sobald er aus der Dusche trat. Es war ein jammervolles Geräusch, und er konnte es nicht anhören, ohne sich schuldig zu fühlen. Immer noch nackt, ging er in die Küche, wo er eine Dose Little Friskies mit Hühnchen öffnete und in Monas Katzenschüssel leerte.

Sie knurrte vor Vergnügen leise auf und begann zu fressen, nunmehr vollkommen gleichgültig gegenüber allem, was er tun oder lassen mochte. Abgesehen von seiner Geschicklichkeit mit dem Dosenöffner war er für ihre Existenz ohne Bedeutung.

Er ging ins Schlafzimmer, um sich anzuziehen.

Früher einmal war es das Zimmer seiner Eltern gewesen und noch immer enthielt es ihre gesamten Besitztümer. Das gedrechselte Bett, die Kommode mit den Messinggriffen, die Fotografien an den Wänden in ihren Blechrahmen. Während er sein Hemd zuknöpfte, ruhte sein Blick auf einem bestimmten Foto, auf dem ein dunkelhaariges Mädchen mit strahlenden Augen zu sehen war. Was wohl Iris in diesem Augenblick machte? So fragte er sich jetzt, wie er es an jedem Tag seines Lebens tat. Ob sie je an ihn dachte? Sein Blick wanderte zu einem anderen Bild. Es war die letzte Aufnahme seiner Familie, die Mutter mollig und lächelnd, der Vater, der sich sichtlich unwohl fühlte in Anzug und Krawatte. Und zwischen ihnen eingeklemt, das Haar zur Seite geklatscht, stand der kleine Warren.

Er streckte die Hand aus und seine Finger berührten die Fotografie seines zwölfjährigen Gesichts. Er konnte sich nicht an diesen Jungen erinnern. Oben auf dem Speicher waren die Spielzeugeisenbahnen und die Abenteuerbücher und die brüchigen Malkreiden, die einst dem Kind auf dem Foto gehört hatten, aber es war ein anderer Warren, der in diesem Haus gespielt hatte, der sich lächelnd zum Sonntagfoto zwischen seinen Eltern aufgestellt hatte. Nicht der Warren, den er sah, wenn er in den Spiegel blickte.

Plötzlich fühlte er ein ungeheures Verlangen danach, die Spielsachen dieses Jungen noch einmal anzufassen.

Er stieg die Stufen zum Speicher hinauf und zerrte die alte Wäschetruhe unter das Licht. Die nackte Glühbirne schwang über ihm hin und her, als er den Deckel der Truhe öffnete. Sie war voll von Schätzen. Er nahm sie der Reihe nach heraus und legte sie auf den staubigen Boden. Die Keksdose mit all seinen Matchboxautos. Die Modellhäuser. Den Lederbeutel mit den Murmeln. Schließlich fand er, wonach er gesucht hatte: das Damespiel.

Er legte das Brett auf den Boden und setzte die Spielsteine darauf; die roten auf seiner Seite, die schwarzen gegenüber. Mona kam die Speichertreppe hochgetappt und setzte sich neben ihn. Ihr Atem roch nach Hühnerfleisch. Einen Augenblick lang musterte sie das Brett mit katzenhafter Geringschätzung. Dann schlich sie lautlos heran und schnüffelte an einem der schwarzen Steine.

»Also das ist dein erster Zug?«, sagte Warren. Es war kein besonders cleverer Zug, aber was konnte man schon von einer Katze erwarten? Er zog für sie mit dem schwarzen Stein und sie schien zufrieden.

Draußen blies der Wind um das Haus und rüttelte an den Läden. Er konnte hören, wie die Zweige des Flieders gegen die Schindeln kratzten.

Warren zog mit einem der roten Steine und lächelte seine Gefährtin an.

»Du bist dran, Mona.«

Wie an jedem Morgen in der Woche schlich Isabel Morrison um halb sieben in das Schlafzimmer ihrer älteren Schwester und kroch zu Mary Rose unter die Decke. Dort zappelte sie herum wie ein fröhliches Würmchen und summte vor sich hin, während sie darauf wartete, dass Mary Rose aufwachte. Es gab dann immer ein großes Geseufze und Gestöhne und Mary Rose wälzte sich von einer Seite auf die andere, sodass ihr langes braunes Haar Isabel im Gesicht kitzelte. Für Isabel war Mary Rose das schönste Mädchen auf der ganzen Welt. Sie sah aus wie die schlafende Prinzessin Aurora, die auf den Kuss des Prinzen wartete. Manchmal tat Isabel so, als sei sie der

Märchenprinz, und obwohl sie wusste, dass Mädchen einander eigentlich nicht küssen sollen, gab sie ihrer Schwester dann einen Schmatz auf den Mund und verkündete: »So, jetzt musst du aufwachen!«

Einmal war Mary Rose die ganze Zeit wach gewesen und war plötzlich wie ein kicherndes Monster hochgefahren. Sie hatte Isabel so erbarmungslos gekitzelt, dass die beiden Mädchen in einem Duett von ausgelassenem Kreischen aus dem Bett gefallen waren.

Wenn Mary Rose sie jetzt doch bloß kitzeln würde. Wenn sie bloß wieder sie selbst wäre.

Isabel lehnte sich ganz dicht an Mary Rose und flüsterte ihr ins Ohr: »Willst du nicht aufwachen?«

Mary Rose zog sich die Decke über den Kopf. »Geh weg, du Nervensäge!«

»Mommy sagt, es ist Zeit für die Schule. Du musst aufwachen.«

»Raus aus meinem Zimmer!«

»Aber es ist Zeit für –«

Mary Rose knurrte nur und versetzte Isabel einen wütenden Fußtritt.

Isabel rutschte zur anderen Seite des Bettes, wo sie verwirrt und schweigend liegen blieb, ihr schmerzendes Schienbein rieb und zu verstehen versuchte, was gerade geschehen war. Mary Rose hatte sie noch nie getreten. Mary Rose wachte immer mit einem Lächeln auf, nannte sie Dizzy Izzy und flocht ihr das Haar, bevor sie zur Schule ging.

Sie beschloss, es noch einmal zu versuchen. Sie krabbelte auf allen vieren zum Kopfkissen ihrer Schwester, zog die Decke zurück und flüsterte Mary Rose ins Ohr: »Ich weiß, was Mommy und Daddy dir zu Weihnachten schenken. Willst du's hören?«

Mary Rose riss die Augen auf. Sie drehte sich um und sah Isabel an.

Mit einem ängstlichen Wimmern kletterte Isabel aus dem Bett und starrte in ein Gesicht, das sie kaum wiedererkannte. Ein Gesicht, das ihr Angst machte. »Mary Rose?«, flüsterte sie.

Dann lief sie aus dem Zimmer.